

NAGEL & KIMCHE



Leseprobe

Martin Gülich

Was uns nicht gehört

Roman

ISBN (Buch): 978-3-312-00538-3

ISBN (E-Book): 978-3-312-00546-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-312-00538-3>

sowie im Buchhandel.

Maria schlief lange. Länger als ich am vergangenen Morgen, länger als ein erwachsener Mensch nach meiner Vorstellung eigentlich schlafen konnte, aber auch wenn ich mir auf ihrer dünnen Matratze langsam den Rücken krummlag, wick ich nicht von ihrer Seite. Auf keinen Fall wollte ich verpassen, wie sie neben mir aufwachte, selbst wenn es erst am Nachmittag sein würde. Ich war geduldig wie selten in meinem Leben, und als Maria schließlich die Augen aufschlug, war es tatsächlich bereits ein Uhr. Wir sahen uns einige Sekunden reglos an, reglos und stumm, und obwohl ich anders als Maria schon drei Stunden wach lag, war sie es, die als erste ihre Sprache wiederfand.

«Scheiße!» Sie ließ sich auf den Rücken rollen und schlug sich ein wenig theatralisch die Hand vor die Stirn. «Ich habe mir immer geschworen, nie mit einem Groupie ins Bett zu gehen, und jetzt ist es doch passiert.»

«Ich bin ein Groupie?»

«Ja, klar», sagte sie, «ich bin der Star, und du bist der Groupie, entweder ist man das eine, oder man ist das andere, so ist das im Showgeschäft.»

Ich setzte mich auf und stieß mir den Kopf an einem Regalbrett, das an meiner Seite über Marias Bett angebracht war und auf dem sich in wilder Unordnung Stapel von Büchern türmten, von denen mir eins in den Schoß fiel. Ohne einen Blick darauf zu werfen, legte ich es zur Seite.

«Und was», fragte ich, «will der Groupie vom Star?»

«Der Groupie will angezogen neben dem Star schlafen und am nächsten Morgen darauf warten, dass der Star aufwacht. Aber der Star ist sehr erschöpft und steht nie vor Mittag auf, was der Groupie natürlich nicht versteht, weil er eben ein Groupie ist und kein Star. Eine Weile überlegt der Groupie sich, davonzuschleichen, schließlich hat er noch ein paar andere Dinge vor an diesem Tag, aber dann bleibt er doch. Es kommt ja nicht oft vor, dass er mit einem Star die Nacht verbringt, im Grunde genommen nie, da will er keinen Fehler machen. Der Groupie bleibt und wartet, und als der Star neben ihm endlich aufwacht und «Scheiße» sagt, denkt er, dass er vielleicht doch lieber gegangen wäre, aber dafür ist es ja nun zu spät.»

Maria lachte. «Und jetzt sag du mir, was der Star vom Groupie will.»

Ich kreuzte meine Füße und überlegte, aber mir fiel nichts ein. Noch nicht einmal, als Maria ihre Decke zur Seite schlug und ihren froschgrünen Starkörper zeigte. Sie zog ihre Beine an und machte ein paar gymnastische Übungen, und ich war erstaunt, wie beweglich sie war.

«Keine Ahnung», sagte ich schließlich, «ich kenne mich nicht aus mit Stars.»

Maria klappte ihre Beine nach oben und ließ sie über ihren Kopf nach hinten fallen. So verharrte sie einige Sekunden, dann rollte sie sich in einem akrobatischen Manöver über ihre linke Schulter aus dem Bett.

«Ich mich auch nicht», sagte sie lachend und ein bisschen zerzaust, «aber vielleicht wollte ich, dass der Groupie eine Zeitlang mit mir mitfährt und mich ein bisschen bei Laune hält. So eine Art Reisegruppe mit Hang zum Nützlichsein.»

Maria bedeutete mir mit einer Geste ihrer Hand, mich

umzudrehen, und während sie sich in meinem Rücken anzog, fiel mir auf einmal mein Vater ein, mein Vater und Momo, nein, mein Vater und Pschorri, spätestens um drei wollte ich bei ihnen sein und mit ihnen Geburtstag feiern.

«Der Groupie», sagte ich, «muss nachdenken.»

«Gut», sagte Maria hinter mir, «und jetzt raus mit dir.»

Ich drehte mich um und sah sie neben ihrem Tisch in ihrer Abendkostümierung stehen, in der Hand ein Mikrofon, als würde sie gleich hier mit ihrer Vorstellung beginnen.

«Gut», sagte auch ich. Augenblicke später war ich aus der Tür.

Zu Hause blinkten auf meinem Anrufbeantworter drei Anrufe. Ich war mir sicher, dass das der Beginn von Sonjas Belagerung oder zumindest der ihrer Beschimpfungen war, und ich wusste nicht, welche der beiden Varianten ich bevorzugte. Minutenlang drückte ich mich in meiner Wohnung herum, wissend, dass ich meiner Neugier irgendwann doch nachgeben würde, und als ich es schließlich tat, hörte ich dreimal hintereinander dieselbe Stimme vom Band, die mir versuchte, ein Gewinnspiel schmackhaft zu machen, bei dem ich angeblich bereits zehntausend Euro gewonnen hatte. Als hätte ich etwas verpasst, drückte ich den Abspielknopf noch einmal, doch auch in der zweiten Runde mischte sich Sonjas Stimme nicht unter die Gewinnmeldungen. Nicht dass ich mich auf einmal nach ihr zurücksehnte, aber ich glaubte, ein Anrecht auf wenigstens ein bisschen Empörung zu haben, und es kränkte mich, dass Sonja meinen Rausschmiss so klaglos hinnahm.

Ich zog mich um und machte mich auf den Weg ins Pflegeheim. In einer Metzgerei kaufte ich drei dicke Scheiben

Schweinebraten, die ich mir mit Speckscheiben ummanteln ließ, aber als ich damit bei meinem Vater ankam, wollte der von Pschorris Geburtstag auf einmal nichts mehr wissen. So wenig wie von Momo und dem Schweinebraten, den er, kaum hatte ich ihn vor ihm ausgepackt, mit erstaunlich geschickten Bewegungen seiner Hände wieder in das Metzgereipapier einschlug und mir entgegenhielt.

«So etwas», sagte er, «essen wir hier nicht.»

«Aber wir wollten doch zusammen feiern», erwiderte ich.
«Der Pschorri, er hat doch Geburtstag.»

Mein Vater schaute mich an. Auf seinem Gesicht lag ein warmes Lächeln, das mir neu an ihm schien. Seine Hände ruhten in seinem Schoß. Er nickte. «Der Pschorri ist jetzt auch schon alt», sagte er, «da muss man aufpassen.»

«Aufpassen worauf?», fragte ich.

Mein Vater lachte kurz, dann ließ er sein Kinn auf die Brust sinken und verharrte so mehrere Minuten.

«Sie müssen jetzt gehen», sagte er schließlich, «hier ist gar kein Besuch erlaubt.»

Er hob den Kopf und sah mich an. Sein Gesicht hatte immer noch etwas Fröhliches, seine Stimme aber klang mit einem Mal matt und erschöpft.

«Und der Pschorri?», fragte ich und deutete auf Momo, der sich in der Zwischenzeit beleidigt über seine Nichtbeachtung vor der Balkontür eingerollt hatte und dort zu schlafen schien.

Mein Vater schüttelte den Kopf. «Ich kenne den», sagte er, «aber der Pschorri ist das nicht.»

«Genau», rief ich begeistert aus, «ganz genau, der Pschorri ist ja viel größer.»

Ich fasste nach der Hand meines Vaters, als gälte es, seine

neugewonnene Erkenntnis damit zu besiegeln, aber mein Vater wollte nichts besiegeln und wischte meine Hand un-
sanft zur Seite.

«Sie müssen jetzt gehen», sagte er noch einmal, «Sie wollen mir nichts Gutes.»

«Doch, Papa», erwiderte ich, «ich will dir nur Gutes», aber mein Vater schien sich darauf nicht verlassen zu wollen und begann noch im selben Moment zu schreien.

Ja, mein Vater schrie, er schrie um Hilfe, er schrie, als ginge es um Leben und Tod, und erst als mich die Pfleger, die ihm zu Hilfe eilten, kurz aus dem Zimmer baten, hörte ich von draußen, wie er sich nach und nach wieder beruhigte. Momo kauerte eng an meiner Seite und sah immer wieder angstvoll zu mir auf.

«Ach, Momo», flüsterte ich, und weiter wusste ich nicht, was ich ihm sagen sollte.

III Maria fuhr schnell. Nicht schneller als andere auf der Autobahn, aber doch schneller, als es ihr Camping-Bus vertrag. Alles um mich herum vibrierte, der Boden, mein Sitz, die Tür, in die ich mich von Zeit zu Zeit verkrallte, ja sogar das kleine Stoffreh, das vor mir auf der Ablage klebte, zitterte, als sei sein Ende nur noch eine Frage von Minuten. Auch ich zitterte, umso mehr, da ich nach einiger Zeit bemerkte, dass wir nur einen funktionierenden Scheinwerfer hatten. Stumm deutete ich durch die Scheibe auf die kärglich beleuchtete Straße vor uns, aber Maria schien meine Hand im Dunkel des Wageninneren nicht zu bemerken.

«Noch eine halbe Stunde», sagte sie, «dann ist Schluss für heute.»

Ich ließ meinen Arm sinken und sah sie von der Seite an. Maria Merz, Sängerin, vermutlich Schwäbin, das war es auch schon, was ich von ihr wusste. Bereits vor dem Konzert hatte ich eine kleine Tasche gepackt, genug für drei oder vier Tage, dabei hatte ich keine Ahnung, wohin unsere Fahrt gehen würde. Das einzige, was ich sicher zu wissen glaubte, war, dass ich auch am kommenden Morgen in diesem Bus aufwachen wollte, egal, wo er dann stand, und egal, ob ich abermals komplett angezogen unter Marias Bücherregal liegen würde oder nackt an ihren Rücken geschmiegt. Doch als ich am Abend allein hinter dem Tresen der Garderobe im *Mahagoni* saß und Marias Stimme durch die Tür zu mir herauswaberte, kamen mir Zweifel. Vielleicht war es genau so, wie Dr. Janson es sagte, und das Einzige, was ich für mei-

nen Vater noch tun konnte, war, bei ihm zu sein, ganz gleich, was er mit mir verband. Selbst wenn es nur ein paar Tage sein würden, wie konnte ich wissen, dass es nicht genau auf sie ankam. Und überhaupt: Was eigentlich wollten Maria und ich voneinander? Ich war kein Groupie, und sie war kein Star, und außer unseren Albereien vom Morgen gab es keine Pläne, die wir miteinander teilten. Vielleicht würde sie nach dem Konzert auch einfach verschwinden, ein kurzer Gruß in meine Richtung, und schon wären wir wieder getrennte Menschen, die auf getrennten Wegen durch getrennte Welten kreiselten. Vorsichtshalber hielt ich mein Gepäck unter dem Garderobentresen versteckt, aber als Maria nach dem Konzert aus der Künstlergarderobe auftauchte, kam sie direkt auf mich zu.

«Und?», fragte sie.

Sie warf ihre Tasche zwischen uns auf den Tresen und lächelte mich an. Maria hatte sich umgezogen und abgescminkt, trug aber noch immer ihre Mireille-Mathieu-Perrücke, unter der hinter den Ohren ein paar von ihren blonden Haaren hervorschimmerten. Anders als an den Konzertabenden zuvor konnte ich keinerlei Zeichen von Erschöpfung in ihrem Gesicht erkennen. Im Gegenteil wirkte Maria fast schon beängstigend tatendurstig, gerade so, als sei ihr Auftritt nicht mehr als eine kleine Aufwärmübung für den Rest des Abends gewesen.

«Was, und?», fragte ich zurück und versuchte überrascht zu klingen, ein Versuch, so kläglich wie der, noch einmal meine Garderobenkasse aufzuklappen und mit den wenigen Münzen darin Geschäftigkeit vorzutäuschen.

«Komm schon, tu nicht so», sagte sie, «du denkst doch den ganzen Tag an nichts anderes, also, was ist?»

Ich zögerte einen Moment, dann bückte ich mich und stellte meine Tasche neben ihre auf den Tresen, wo sie, dünn gepackt, wie sie war, sofort in sich zusammensackte.

«Ehrlich gesagt, hatte ich gedacht, du kommst mit ein bisschen mehr, aber vielleicht hast du recht.»

Ich nickte, nein, ich schüttelte den Kopf. Ich hatte nicht recht, wie konnte ich Maria nur so unverhohlen zeigen, dass ich der Sache nicht traute. Dass ich unserer Sache nicht traute, und auch wenn ich noch immer nicht wusste, was genau diese Sache war, bereute ich auf der Stelle, nicht mit zwei vollgepackten Koffern ins *Mahagoni* eingerückt zu sein.

«Ich brauche nicht viel», bemühte ich mich zu erwidern, und Maria lachte und sagte: «Für die Probezeit wird's schon reichen», so waren wir losgegangen.